

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 176 Bydgoszcz, 4. August Bromberg 1939

B. Gerde

Das graue Gitter.

Lebensroman eines deutschen Mädchens in China.

(6. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Mr. Wyatt war zu Bett gegangen, und Grete hatte einige Zeit später sein Zimmer betreten. Der Amerikaner lag blaß und von den Krämpfen sichtlich angegriffen in dem weißen Metallbett. Sein Puls ging rasch und unregelmäßig. Er verfolgte mit seinen Blicken das Mädchen, das ruhig und sachlich die nötigen Vorbereitungen traf, um Mr. Wyatt von seinen Schmerzen zu befreien.

„Ist es jetzt besser?" fragte Grete, nachdem sie Mr. Wyatt die warme Kompresse aufgelegt hatte.

„Ein wenig, Schwester Grete", gab er matt zur Antwort. Ihr fiel es auf, daß er nach langer Zeit wieder einmal Schwester zu ihr gesagt hatte.

„Sie bleiben bei mir, nicht wahr?" flüsterte er. „Ich habe ein furchtbares Angstgefühl. Bitte verlassen Sie mich nicht."

„Keine Sorge, Mr. Wyatt", erwiderte Grete mit einem ungewohnt herzlichen Ton in der Stimme. „Sie machen sich unnütz Sorgen. Diese Angstgefühle sind bei Magenbeschwerden typisch. Morgen sind Sie wieder gesund und munter. Die aufgewärmte Kost in dem Flugzeug war nichts für Ihre vernarbten Magenwände. Morgen werde ich Ihnen im Hotel eine Schleimsuppe bestellen, und die Stewardeß wird sie Ihnen im Flugzeug aufwärmen. Ein Fasttag — und der Magen ist wieder in Ordnung."

Grete dachte nicht daran, ihre Verabredung mit Wolf Hessenkamp einzuhalten. Sie war viel zu viel pflichtbewußt, als daß sie jetzt Mr. Wyatt alleingelassen hätte. Das erste Mal, seit sie Berlin verlassen, brauchte man ihre Dienste. Den Dienst, für den sie bezahlt wurde. Es schien ihr völlig ausgeschlossen, auch nur für wenige Minuten das Zimmer zu verlassen.

Mr. Wyatt konnte keinen Schlaf finden. Er wies jedes Schlafmittel zurück, und Grete hütete sich, ihm ein solches aufzunötigen. Je weniger Sie mit Pulvern arbeiten, desto besser ist es", hatte Professor Röchlin in Berlin gesagt.

Sie zog den breiten, bequemen Lehnstuhl an das Bett und legte ein Papier über die Lampe am Nachttisch. Wie im Hansa-Sanatorium, dachte sie. Sehnsucht nach der Heimat, nach ihrem alten Arbeitsplatz überkam Grete. Sehnsucht nach Arbeit und nutzbringender Tätigkeit.

Es mochte ein Uhr Mitternacht gewesen sein, als ihr die Augen zufielen. Im Halbschlaf sah sie Professor Röchlin am Operationstisch, daneben Dr. Werner, der merkwürdigerweise ein paar Briefe in der Hand hielt. Sie sah deutlich die große blaue Marke aus Madagaskar. Dann traten wieder die Offiziere des China Clipper dazwischen. Eine Hand griff sie am Arm und zog sie durch ein großes Portal. Im Inneren des Gebäudes standen tausende Maschinen. Grete merkte jetzt, daß die Hand Fred Jeffrey gehörte, der ihr seine Fabrik zeigte. Im Hintergrund eines Saales stand eine riesige Maschine. „Hier fabrizieren wir Pillen, mit denen wir den Hunger aus der Welt schaffen", sagte Fred Jeffrey. Grete fuhr zurück. Oben auf der Maschine stand der Chinese Tsü Lung und grinste sie höhnisch an. Warum war er nur in Amerika zurückgeblieben? fragte sich Grete. Dann erschien Mr. Wyatt. Er sah rot und frisch aus, in beiden Händen hielt er Dollarbündel. Diese Geldbündel drückte er allen Leuten in die Hände, die an ihm vorüberkamen. Zuletzt stand Wolf Hessenkamp vor ihm. Er warf die Dollarscheine Mr. Wyatt ins Gesicht. Merkwürdig war es, daß jeder dieser Scheine größer und größer wurde und gegen den Himmel flog. Die Papiere nahmen die Gestalt des China Clipper an. Auf dem größten dieser Flugzeuge saß Grete und zwar nicht im Innern, sondern am Rande des Flügels. Am äußersten Rande.

Plötzlich begann diese Tragfläche zu brennen. Ich stürze ab, schrie Grete. Ein dumpfes Pochen hämmerte in ihre Ohren . . .

„Es ist vier Uhr früh", sagte eine Stimme vor der Tür. „Um 4.20 wird das Frühstück serviert, die Autos stehen bereit."

Mr. Wyatt war bereits aufgewacht und langte nach seiner Armbanduhr, die auf dem Nachttisch lag. Grete stand von ihrem Lehnstuhl schlaftrunken auf.

„Ich werde sofort nachkommen", sagte Mr. Wyatt. „Ich danke Ihnen, Grete, daß Sie sich um mich so bemüht haben. Es ist mir jetzt bedeutend wohler, die Schmerzen haben vollständig nachgelassen."

Grete sah sich im Frühstückssaal nach Wolf Hessenkamp um. Der Platz, auf dem er gestern Abend gesessen hatte, blieb leer.

„Einige Herren sind schon vorausgefahren", sagte der Kellner.

Mr. Wyatt und Grete fuhren mit dem letzten Auto zum Hafen.

Die Piloten saßen schon an ihren Steuern. Ihre Hände umklammerten fest und nervig die Griffe, die Motoren liefen mit halben Touren, um warm zu werden.

„Ein Fluggast fehlt noch", meldete die Stewardeß.

Grete schrak unwillkürlich zusammen. Der Platz ihr gegenüber war noch leer.

Eine Stimme sagte, daß man ins Hotel telefonieren müsse.

„Wir können den Start nicht verschieben", antwortete jemand von außen durch das Surren der Motoren. „Mr. Hessenkamp ist nicht in seinem Hotel."

„All on board!" rief eine Stimme. Die Tür des Rumpfes wurde verschraubt. Dann flog der China Clipper auf, zog hinaus in den Südwestmonsum.

Die Luftschrauben fraßen sich gleich zu Beginn der Reise in die Böen. Es hagelte auf die Tragflächen. Brauner Dunst hüllte das Flugboot ein, das Meer war bereits verschwunden.

Einmal stieg der linke Flügel, einmal der rechte Flügel in die Höhe. Grete wunderte sich, daß dies so weich, so völlig ohne jedes Unbehagen geschah, wie man es auf den Schiffen verspürte. Der Höhenmesser des Flugzeuges kletterte auf 4000 Meter. Hier oben war die Luft ruhig und gleichmäßig. Unten brauste der Sturm.

Der Funker brachte immer wieder neue Meldungen zum Kapitän des Flugbootes. Die Motoren mit ihren 3600 Pferdekräften sangen gleichmäßig ihr dumpfes, brausendes Lied. Nach wenigen Stunden leuchtete wieder das Meer unter den Tragflächen.

Endlich wagte Grete die Frage, die ihr seit Stunden auf der Zunge lag.

„Wissen Sie, warum Mr. Hessenkamp zurückgeblieben ist? Er wird doch nicht verschlafen haben?"

„Ausgeschlossen", sagte Mr. Wyatt. „Die Kellner des Hotels sind verschlafene Fluggäste gewöhnt. Wer nicht aufsteht, wird immer wieder geweckt. Wenn alles nichts hilft, kommt der Hausdiener und hilft mit einer Flasche Siphon nach. Mitten ins Gesicht. Wird extra auf Rechnung gestellt! Mr. Hessenkamp wird durch irgend etwas von der Fortsetzung der Reise abgehalten worden sein!"

„Dann hätte er mir doch eine Botschaft hinterlassen", platzte Grete los.

„Eine Botschaft? Warum gerade Ihnen?" Mr. sagte es verwundert und gleichgültig. Grete biß sich auf die Zunge.

Die Temperatur schnellte in die Höhe. Man konnte es an dem in der Kabine angebrachten Thermometer ablesen. Die Nachmittagssonne strahlte in die jetzt geöffneten Fenster. Der China Clipper zog seine Bahn sanft und ruhig im südlichen, milden Luftstrom.

Mr. Wyatt bestellte sich zum Mittagessen gekochtes Fleisch. Grete wollte es ihm verwehren. Aber Mr. Wyatt war wieder so eigenwillig und unbeeinflußbar wie früher. Er aß mit größtem Appetit. „Die warme Luft hat Wunder getan", sagt er.

Um drei Uhr nachmittags tauchten die ersten Philippinen auf. Leyte und Samar. Dann wurden es immer mehr. „Es sind zehn Inseln", sagte einer der Fluggäste.

Mr. Wyatt lächelte ironisch. „Zehn? Es sind über tausend!"

Grete merkte, wie sich das Bild plötzlich änderte. Sie flogen jetzt über kultiviertes Gebiet. Grete sah Eisenbahnschienen, Villen inmitten blühender Gärten, Häfen und große Schiffe.

Die Motoren starben schon weit vor Manila ab. Der China Clipper glitt zu einer großen, roten Boie, an der das Flugboot festgemacht wurde. Ein kleiner Dampfer kam herangefahren und übernahm die Fluggäste.

„Haben Sie keinen Funkspruch von Mr. Hessenkamp für mich bekommen?" fragte Grete, als sie den Funker des Flugzeuges im mittleren Gang stehen sah.

Doch der Mann schüttelte nur den Kopf. Grete merkte die furchtbare Hitze, als sie auf den kleinen Dampfer stieg.

Am Lande lagen gekenterte Segler, ein Dampfer saß auf einem Riff, überall trieben Trümmer herum. „Der Taifun heute Nacht", sagten die Leute und wiesen auf die Verwüstungen.

„Was wäre geschehen, wenn wir in den Taifun gekommen wären?" fragte Grete einen der Offiziere, der mit den Fluggästen an Land fuhr.

Der Pilot lachte nur. „Wir wären nicht ihn hinein, sondern um ihn herumgeflogen. Freilich hätten sie einen Tag verloren.

*

Mr. Wyatt wollte nur zwei Tage in Manila bleiben. Inzwischen waren es bereits acht Tage geworden.

Grete hatte noch immer nichts über das Schicksal Wolf Hessenkamps erfahren können. Der einzige Ort, an dem Post für sie vorhanden sein konnte, war das Postamt. Hätte ich ihm nur nicht gesagt, daß wir Manila sofort wieder verlassen würden, quälte sich Grete.

Dann dachte sie ruhiger über die Sache. Es war nicht anzunehmen, daß keine Frau mehr in das Leben Wolfs getreten war. Nach ihrem Schweigen, nach all dem, was geschehen war, mußte er annehmen, daß Grete einem anderen Manne ihr Herz geschenkt hatte. Wie konnte ein Mann wie Hessenkamp ohne Frau durch das Leben gegangen sein? Er schien alle Vorzüge in sich zu vereinen, die einer Frau gefallen konnten. Sein ruhiges, dabei doch so männlich energisches Wesen, seine Heiterkeit, das frohe, jugendliche Lachen, die blitzenden, blauen Augen, es konnte gar nicht anders sein, Wolf Hessenkamp war nicht mehr frei. War es das, was er ihr in Guam zu sagen hatte?

Grete war nicht beunruhigt, eher verwundert. Dann tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß Wolf sie in Hongkong vermutete. Wahrscheinlich würde sie dort einen postlagernden Brief vorfinden.

Mr. Wyatt hatte seine Geschäfte in Manila erledigt. Die Überfahrt nach Hongkong auf einem kleinen, amerikanischen Dampfer war grauenhaft. Grete lag mehr tot als lebendig in ihrer kleinen schmutzigen Kabine. Mr. Wyatt mußte sie wie ein kleines Kind pflegen. Ihr war alles so gleichgültig geworden. Sie empfand nicht einmal Dankbarkeit, daß er in dem stickigen kleinen Raum bei ihr blieb, bis das Schiff in den Hafen von Hongkong eingelaufen war. Sie spürte noch auf festem Boden das Schwanken, und der Magen versagte ihr noch 40 Stunden nach Ankunft den Dienst.

Mr. Wyatt hatte sie in sein Haus gebracht, das nicht in der Stadt Victoria, sondern auf der Samschuipo-Halbinsel lag, inmitten grüner Gärten. Man konnte von dem Haus aus mit dem Auto nach Kaulun fahren und von hier mit der Fähre hinüber in die englische Stadt Victoria. Wenn Mr. Wyatt selbst mit dem Wagen auswärts war, brauchte Grete nur die wenigen Minuten zum Jaumati-Bahnhof zu gehen, die dritte Station auf der Strecke Kaulun—Kanton. Mr. Wyatt hatte sie genügend mit englischem und chinesischem Kleingeld versehen. Tsü Lung war inzwischen ebenfalls in Hongkong eingetroffen. Er mußte also auch ein Flugzeug über den Stillen Ozean benutzt haben.

„Sie sollen sich vollständig frei fühlen", hatte ihr Mr. Wyatt gesagt. „Später, wenn Sie schon eingewöhnt sind, werde ich Sie mit den Herren und Damen der amerikanischen Kolonie bekannt machen. Sie werden genug Gelegenheit finden, auch deutsche Landsleute kennen zu lernen. Im Anfang wird es besser sein, wenn Sie Tsü Lung auf Ihre Wege mitnehmen. Er hält Ihnen die zudringlichen Bettler ab und bringt Sie sicher wieder nach Hause. Es ist nicht leicht, sich in den engen Gassen der chinesischen Stadt auszukennen. Ich habe mein Haus in Samschuipo gekauft, weil ich viel im Neuen Hafen zu tun habe."

Grete begann sich einzugewöhnen. Die Mahlzeiten nahm sie mit Mr. Wyatt zu zweit ein. Selten, daß Tsü Lung sich bei diesen Gelegenheiten zeigte. Mit dem dicken, alten Koch schloß sie bald gute Freundschaft. Er verstand ihr Englisch zwar nicht viel mehr als sie sein Chinesisch, aber Grete legte selbst Hand mit an, wenn es galt, dem Chinesen die Zubereitung der Röchlinschen Diätspeisen zu zeigen. Gottlob, daß die Zeit des Reisens und des Müßigseins vorüber war. Jetzt wußte man wenigstens wieder, wozu man auf der Welt war.

Das lästigste waren die Behörden. Jeden Tag mußte sie ein anderes Formular ausfüllen. Einmal brachte Mr. Wyatt sogar ein Formular in chinesischer Sprache nach Hause. Grete mußte unter die seltsamen chinesischen Buchstaben ihren Namen setzen.

„Eine Erklärung, daß Sie über 10 000 Dollar verfügen und niemals der chinesischen Stadtverwaltung zur Last fallen werden", hatte Mr. Wyatt erklärt, als Grete auch die in englischen Buchstaben vermerkte Zahl 10 000 las.

„Eine reine Formsache, nichts weiter. Das muß jeder Europäer hier unterzeichnen, sonst erhält er nicht die Aufenthaltsgenehmigung."

Zweimal in der Woche fuhr Grete hinüber nach Victoria. Ihr erster Gang galt regelmäßig dem Postamt. Der freundliche englische Beamte zuckte jedesmal bedauernd die Achseln. „Es ist nichts gekommen, ich bedauere es sehr."

Grete war dies rätselhaft. Wolf Hassenkamp konnte doch nicht ohne jedes Wort des Abschieds, ohne Erklärung verschwinden? Er mußte doch wissen, daß sie in Hongkong nach Post fragen würde.

Von ihrer Mutter bekam sie jede Woche Nachricht. Die Briefe waren sechs bis acht Wochen alt und wurden ihr in das Haus Mr. Wyatts zugestellt. In Berlin stand alles zum Besten. Sie wirkten herzerfreuend, diese Briefe einer besorgten Mutter. Einmal hatte Professor Röchlin ihre Mutter besucht und sich nach Grete erkundigt; die Pflegerinnen des Hansa-Sanatoriums sandten ebenfalls Grüße. Dr. Gesselbauer bat durch Gretes Mutter um seltene chinesische Briefmarken. Dr. Werner sei aus dem Sanatorium ausgeschieden und habe eine Universitätsklinik übernommen, schrieb Gretes Mutter. Grete freute sich schon immer tagelang voraus auf die nächste Nachricht.

Nur von Wolf kam kein Lebenszeichen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schiffbruch.

Von Eberhard Wolfgang Möller.

Nachstehend veröffentlichen wir einen kurzen Auszug aus dem in der „Kleinen Bücherei" des Albert Langen-Georg Müller-Verlages in München erschienenen Bändchen „Der Admiral", das drei neue, die Dichtung der jungen Generation kennzeichnende Novellen von Eberhard Wolfgang Möller enthält.

Zu Anfang des 18. Jarhunderts, ich entsinne mich nicht genau in welchem Jahre, kehrte das Geschwader Seiner Majestät des Königs von England, welches vor Gibraltar gelegen, nach mehrjähriger Abwesenheit und, wie es sich denken läßt, mit vollen Segeln in die Heimat zurück. Schon zählte man die Stunden bis zur Ankunft, schon ward das Deck gescheuert und in der Küche aufgeräumt, schon schwammen vor dem Auge eines jeden dieser wahrhaftig nicht rührseligen Kerle die lockenden Bilder einer lange unterdrückten Sehnsucht, als sich der graue Dunst des Nachmittags zu einer undurchdringlich trüben Milch verdickte. Das war nun wohl der bündige Beweis, daß man dem Festland nahgekommen war, doch zeigte gerade auf dieser Höhe die Karte jene heimtückischen Riffe an, welche den Scilly-Inseln vorgelagert sind und von jedem Seemann, der nur einige Ahnung von diesen Gewässern hat, mehr als das Kap der guten Hoffnung und die Biscaya gefürchtet werden. Ein Mann der „Association", die das Flaggschiff war, hielt demgemäß mit seiner Besorgnis auch keineswegs zurück. Er sah, daß der Admiral keine Miene machte, beizudrehen, und schrie — freilich in seiner einfältigen und groben Art —, man solle doch dem ersten Offizier bestellen, daß nur der Teufel jetzt noch Eile haben könne, dem gewissen Tode so geraden Weges und mit offenen Augen in die Falle zu rennen.

Der Mann mag allen anderen selbst wie der Leibhaftige erschienen sein, der sie um ihre erste wohlverdiente Nacht an Land zu prellen suchte, wie denn so oft die bessere Einsicht und die ehrliche Warnung, die aus ihr entspringt, dem Menschen als der niederträchtigste Feind ihrer törichten und darum um so eiligeren Wünsche vorkommt. Allein, die schweigsame Unendlichkeit, in der man vom Flaggschiff aus kaum noch die folgenden erkennen konnte, schlug sich doch auch den anderen feucht und unheimlich auf die Seele. Der erste Offizier hielt es für seine Pflicht, den Admiral zu unterrichten, und so nahm denn das Unglück seinen Lauf.

Er spürte peinlich überall den Widerspruch und wurde rasend, als der Widerspruch ihn sogar anzusprechen wagte.

„Wo ist der Kerl?, schrie er und immer mehr sein wankendes Selbstbewußtsein durch den lauten Ton bestärkend, „wer hat den Burschen auf den unsinnigen Gedanken gebracht, mehr von der Seefahrt zu verstehen als sein Admiral? Er soll mir an der Großbramrahe baumeln."

Der Mann wurde hergerufen. Er war sich keiner Schuld bewußt und beteuerte nur, schon zaghafter als vordem, daß er an dieser Küste jede Klippe kenne, und wenn man nur den Kurs so weiter beibehalte, so werde man beileibe nicht nach England, aber desto eher in den Himmel kommen. Und das bestätigte mit ernster Miene auch der Stabskapitän.

Das aber war es, was Sir J. C. Shovell endgültig um den Rest seiner Beherrschung brachte. Er sagte sich, daß, wenn erst einer recht behielt, bald alle anderen gegen ihn im Rechte wären. Und das war Meuterei, im Angesichte Englands hundsgemeine Meuterei.

Man hielt es damals strenge auf der See. Die Mannschaft war teils in den übelsten Spelunken angeworben, teils auch gepreßt. Da konnte man nicht lange fackeln. Die Disziplin war wie ein Pulverfaß, die kleinste Widersetzlichkeit genügte, um sie in die Luft zu sprengen. Recht oder Unrecht her, wie der alte Spruch heißt, vor allem anderen kam es darauf an, daß er sich keine Blöße gab, denn viertausend Augen lauerten nur darauf, sie auszunutzen. Die Blöße aber hatte sich der Admiral bereits gegeben.

„Der Kerl hängt, und der Kurs wird beibehalten", schrie er, ohne sich noch einmal zu besinnen, ja gegen seine eigene Vernunft; und das war an der ganzen Angelegenheit das schlimmste. Der Trotz, der Eigensinn, kurz alle bösen Leidenschaften, die das würgende Gefühl des eigenen Unrechts und der eigenen Ohnmacht auszubrüten pflegt, waren Sir J. C. Shovell in den Kopf gestiegen. Der Koller der Rechthaberei hatte ihn gepackt. Er sah sein eigenes Gewissen mit tausend roten Köpfen um sich stehen und war durch keine Bitten und keine Vorstellungen seiner Offiziere davon abzubringen, es zur Strafe für seine Widerspenstigkeit tatsächlich aufzuknüpfen.

Die Mannschaft trat zusammen, stumm und im gräßlichen Gefühl des unabwendbaren Unglücks. Der Mann ward vorgeführt; er bat, ein Kirchenlied singen zu dürfen. Das Lied hatte seine siebzehn Strophen, und es war offenbar, daß er nicht eigentlich das Bedürfnis hatte, sich zu erbauen, als die peinliche Minute um einige armselige Atemzüge hinauszuschieben. Doch konnte man ihm diese letzte Gnade nicht verweigern.

So stand er da und sang, beinahe überirdisch anzuschauen in dem ungewissen Schimmer des Nebels, der alle Umrisse auflöste, aber mit einer um so wirklicheren Stimme, die einen lustigen und absichtlich langsamen Ton hatte. Der Admiral riß bei jeder neuen Strophe ingrimmig an seinen Knöpfen. Ein Offizier begann plötzlich neben ihm laut und hörbar mit den Zähnen zu klappern. Endlich kam der letzte Vers:

Des freu ich mich von Herzen fein,
Bin gutes Muts und harre dein,
Verlaß mich gänzlich auf dein Nam'n;
Hilf, Helfer, hilf! Drauf sprech ich Am'n.

Straßenlied.

Es liegt etwas auf den Straßen im Land umher,
In Welschland und in Britannien und am Meer,
Am Rhein und wo die Scholle der Newa splittert wie Glas,
Es liegt etwas auf den Straßen, ich weiß nicht was.

Ich hab auf den Straßen verlaufen sieben Paar Schuh,
Mein Stecken blieb immer derselbe, mein Herz dazu,
Ich wanderte sieben Jahre durch Regen und Sonnenlicht,
Und die Straßen wußten mein Glück und sagten es nicht.

Es pfeift eine Drossel in Thule am Holderstrauch,
Und hab ich Land Elend gefunden, so find ich Thule auch.
Die Drossel weiß meiner Sehnsucht süßesten Reim,
Und alle Straßen im Lande sagen: „Kehr heim!"

Börries Freiherr von Münchhausen.

Der Strick wurde dem Mann um den Hals gelegt und aufgezogen. Der Körper stieg langsam wie eine Raupe an ihrem Faden empor, alle Augen gleichmäßig hinter ihm her, als wollten sie ihn mit der Kraft ihres Blickes emporstemmen helfen, und Sir J. C. Shovell begann den trockenen Geschmack der gesättigten Willkür im Halse zu verspüren, da brüllte es vom Vorderschiff her: „Brandung voraus!" Im selben Augenblick ließen die Männer, die noch gemächlich mit ho und uff an dem Gehängten zogen, sogleich den Strick los. Der Körper krachte dicht vor Sir J. C. Shovell, der unwillkürlich einige Schritte vorangetan hatte, auf die Planken. Alles lief durcheinander, ohne nur einen Befehl abzuwarten, denn alles wußte, daß hier jeder Befehl zu spät kam.

Sir J. C. Shovell allein konnte sich gestehen, daß er im Grunde mit diesem Ausgang gerechnet hatte. Er fühlte jetzt fast die doppelte Befriedigung, daß er der einzige war, der seine Ruhe behielt. Er ließ das Wendezeichen für die anderen Schiffe des Geschwaders setzen, hörte gleichzeitig mit einer Art von Neugier das Knirschen des steinernen Messers, das die „Association" auseinanderschnitt, sah noch, indem er schon zwischen Körpern, Tauen, Fässern und rollenden Kanonenrohren rücklings hinabgerissen wurde, wie Schiff für Schiff seines Geschwaders sich in der Brandung bäumte, und verlor die Besinnung.

Der Ring des seligen Pylades.

Heiteres Geschichtchen von Adelheid Dehio.

Die rundliche Witwe Giuseppina saß in ihrem Salotto, gerade unter dem Bild ihres verstorbenen und vielbeweinten Gatten Pylades, der sie nicht nur zu Lebzeiten mit manchem wertvollen Geschenk erfreut, sondern ihr auch nach seinem Tode ein hübsches Sümmchen hinterlassen hatte. Giuseppina war nicht allein, neben ihr auf dem weichen Sofa saß der hübsche Gastone und seufzte mit einem schmachtenden Blick seiner schwarzen Augen:

„Glaubt es mir, Signora, die jungen Mädchen von heute haben nichts weiter als Tanz und Kino im Kopf! Sie erscheinen mir wirklich nicht begehrenswert! Nur eine gereifte Frau wie Sie, teuerste Beppina, wäre imstande, einen Mann wie mich wahrhaft glücklich zu machen!"

„Sie haben vollkommen recht, und mein armer Pylade sagte das auch immer", seufzte Beppina mit einem seelenvollen Blick auf das Bild ihres verblichenen Gatten, „aber es wundert mich offengestanden, solche vernünftige Ansichten aus Ihrem Munde zu hören, da Sie doch noch so jung sind . . ."

„Auf das Alter kommt es nicht an, sondern nur auf das Herz!" beteuerte der schöne Gaston, „und Sie sehen aus, als ob Sie nicht mehr als dreißig Jahre alt wären!"

„Und doch bin ich vierzig", sagte Beppina, indem sie sieben Lenze ihres Lebens vorsichtig verschwieg, „und Sie, Herr Gaston, sind erst 25 . . ."

„Achtundzwanzig", sagte Gaston und führte das rundliche Händchen seiner Angebeteten an die Lippen.

Im weiteren Verlauf dieses Gesprächs stellte es sich heraus, daß Gastone ernstgemeinte Heiratsabsichten im Busen hegte und daß Giuseppina keineswegs abgeneigt war, sich über den vorzeitigen Verlust ihres Pylades trösten zu lassen. Gastone erhielt also die Erlaubnis, täglich ein Stündchen im Salotto der ehrlichen und braven Giuseppina unter den mißbilligenden Blicken des verstorbenen Pylades auf dem Sofa zu sitzen und der Erwählten seines Herzens zarte Geheimnisse zuzuflüstern. „Ganz wie ein Minnesänger des Mittelalters", dachte Beppina. Nach Ablauf einer Woche hatte Gastone ihr Vertrauen soweit gewonnen, daß sie sich überreden ließ, ihm ihre Schmucksachen zu zeigen, die in einem Kästchen verschlossen waren.

„An unserem Hochzeitstage werde ich sie alle tragen, die Ringe, die Ketten und die Armbänder", flüsterte die Witwe, „für dich werde ich mich schmücken, geliebter Gastone!"

„Teuerste", hauchte der Jüngling, während er die Schmuckstücke mit Kennerblick musterte.

„Gefällt dir dieser Ring?" fragte Beppina, indem sie ihm einen Platinring mit einem prachtvoll funkelnden Brillanten hinhielt.

Gastone musterte das Stück des längeren, und seine Mienen verdüsterten sich. „Weißt du, daß ich ein Kenner von Edelsteinen bin?" fragte er. „Ich muß dir leider sagen, dieser Stein ist falsch."

„Unmöglich!" rief Giuseppina, „der Ring ist ein Geschenk meines Pylade, der guten Seele!"

„Es tut mir leid, dich enttäuschen zu müssen, aber ich irre mich nicht!" sagte Gastone mit Würde.

„Ah, Schurke!" rief Beppina, und es besteht der Verdacht, daß dieser Ausruf dem Gedächtnis des seligen Pylades galt.

„Beruhige dich, Beppina, und hör auf meinen Rat: laß den Ring von einem Fachmann untersuchen, zu dem du Vertrauen hast. Wenn du willst, werde ich ihm den Ring zeigen . . . Es kann ja sein, daß ich mich irre . . .!"

„Ich wäre dir sehr dankbar dafür", sagte Beppina, „denn mein Herz sagt mir, daß der Stein echt ist. Mein seliger Pylade versicherte mir, daß der 25 000 Lire wert sei!"

Voll zarter Dienstbeflissenheit versenkte Gastone das Kleinod in der Westentasche und eilte von dannen. „In einer halben Stunde bin ich wieder hier!" waren seine letzten Worte . . .

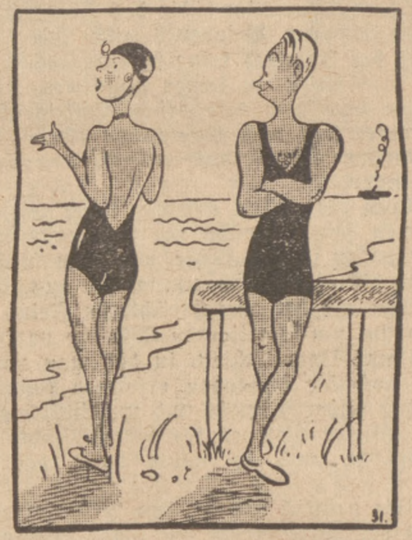
Die halbe Stunde zog sich in die Länge, sie wollte kein Ende nehmen. Ja, Gastone ist bis heute nicht zurückgekehrt. Wirklich eine reichlich lange halbe Stunde.

Beppina wartete einen Tag, zwei Tage, drei Tage, — fürchterlich lange Tage. Schließlich mußte sie sich davon überzeugen, daß sie schändlich belogen, betrogen und bestohlen worden war. Um viele Illusionen ärmer machte sich die Witwe endlich auf den Weg, um den Diebstahl der Polizei anzuzeigen. Das Äußere des schönen Gastone mit den schwärmerischen Augen entsprach haargenau dem eines bekannten Betrügers. Welch ein Jammertal ist doch diese Erde!

Tiefgebeugt kehrte Giuseppina heim und sank auf dem Sofa unter den gestrengen Blicken ihres nicht genug zu beweinenden Gatten nieder. Ihrer Brust entrang sich ein Stöhnen:

„Verzeih mir, Pylade, daß ich an dir gezweifelt habe!"





„Wie gefällt dir mein neuer Badeanzug? Ich habe ihn selbst gestrickt!"

„Hast du nicht einige Maschen verloren?"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmann T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: w zast. Arnold Ströse.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.